

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 83.

Posen, den 10. April 1928.

2. Jahrg.

Die Jagd nach der Braut.

Eine Geschichte zwischen Vachen und Weinen.

Von Alfred Schrottauer.

11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Herzlich! Ich auch. Dann können wir nachher gleich einmal vierhändig spielen. Kennen Sie die Englischen Suiten von Bach?“

Er nickte staunend.

„Und die Arietta von Bartolozzi von Händel?“

Er nickte noch staunender.

„Und die Etudes d'apres Paganini von Schumann?“

Ihm wurde unheimlich zu Mute.

Mit linder Schwermut und einem feinen, blauen Schatten um die großen, tiefliegenden Augen bekannte sie:

„Als ich noch ein Kind war, hatte ich den Ehrgeiz, einmal eine große Klaviervirtuosin zu werden.“

Da konnte er sich nicht enthalten, voll Bitterkeit zu sagen:

„Und statt dessen sind Sie ein — — —“

Wetter kam er nicht. Sie unterbrach.

„Daran ist Goethe schuld.“

„Goethe?!“

„Kennen Sie Goethe nicht?!“

„Oh doch — natürlich. Mein Vater war seinerwegen ein ergebener Deutschenfreund — auch während des Krieges. Ich begreife nur nicht, wie dieser große Dichter Sie — —“

„Das kam so. Als ich als Studentin —“

„Studiert haben Sie?!“

„Ja, Kunstgeschichte. Warum sollte ich nicht studiert haben?!“

„Ich meinte nur — aber bitte, fahren Sie fort. Sie wollten mir erklären, wieso Goethe Sie zu einer —“

„Ja, das kam so: Als ich als Studentin Goethes Werke kennen lernte — auch vor allem seine Tagebücher und naturwissenschaftlichen Studien, und erkannte, wie universell dieser Mann gewesen ist — wie er sich bis in sein hohes Alter bestrebt, alles zu erfassen, sich anzueignen, zu beherrschen, da —“

„Da?“

„Da war ich so töricht, zu glauben, in der Fülle liege die Meisterschaft. Ich wollte jede Kunst betreiben — möglichst universell werden —“

Er wurde immer entzückter bei diesen Enthüllungen, doch auch immer betroffener. Dies Mädchen, das die Genossin von Banditen —

Schmerzlich fragte er: „Und zu dieser Universalität gehört auch die Kunst —?“

„Des Gesanges, natürlich. Aber auch darin bin ich nur Dilettantin geblieben.“

„Ich fürchte,“ klagte er, „in einer Kunst sind Sie nicht Dilettantin geblieben.“

„Sie meinen in der Schauspielkunst? Oh, auch darin bin ich nur Amateurin. Es war eben eine falsche Einstellung. Heute weiß ich, in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ Sie sagte es auf Deutsch.

„Und darum,“ rief er verzweifelt, „beschränken Sie sich heute auf die Kunst, junge Mädchen zu entführen und kleine Vermögen zu erpressen.“

„Gott,“ meinte sie nachdenklich, „die Kunst geht nach Brot.“

Da hielt das Auto vor dem Hause in Riverside Drive.
XI.

Mit herzerregendem Jammer und einer Zornesaufwallung, die man dem alten gemüthlichen Herrn nicht zugetraut hätte, vernahm Jeremia Ronald den geheimnisvollen Trick, der den Geldüberbringern gespielt worden war.

Beinahe hätte er sich auf Ellinor Mall gestürzt. Es war eine Szene von dramatischer Wucht und Größe, als der Vater der Entführerin seines Kindes gegenüberstand. Sein Gesicht zuckte, seine Augen sprühten, der Schmerz schüttelte ihn, seine Arme streckten sich zitternd gegen die Uebeltäterin. Und plötzlich wandelte sich der Kummer in schäumende Wut. Er schwankte auf den Sohlen, dann stürzte er auf das Mädchen zu. Gräßliches wäre geschehen, hätte Robert sich nicht lähmungs dazwischen geworfen.

„Vergessen Sie nicht,“ rief er beschwörend, „es ist eine Frau!“

„Aber, Daddy!“ lachte die unverschämte Person. Jeremia Ronald erstarrte. „Sind Sie verrückt?“ ächzte er, „wie kommen Sie dazu, mich „Daddy“ zu nennen?!“

„Weil Sie mich so an mein liebes Väterchen erinnern,“ lächelte sie kindlich.

„Ich — Ihr — Vater! Ich muß mir doch sehr verbitten, mit diesem ehrenwerten Herrn in einem Atem genannt zu werden. Ist wohl das Haupt Ihrer vermaledeiten Bande?! „Daddy“ — unerhört!“ Er prustete vor Entrüstung.

„Wenn Sie sich über die Frechheiten dieser Dame aufregen wollen, Mr. Ronald,“ befänstigte Hoot den empörten Alten, „werden Sie Ihre Gesundheit schädigen und aus den Aufwallungen nicht herauskommen.“

„Ja — aber was soll denn nun geschehen?“ rief der Vater sorgenzerrissen. „Nichts geschieht, und inzwischen wird mein armes unglückliches Kind womöglich —“

„Gar nichts wird,“ fiel Ellinor ein. „Ihrer Tochter geht es ausgezeichnet. Das bißchen Haft wird ihrem hübschen Leint weiter nicht schaden.“

„Wo ist sie?“ herrschte Ronald sie an. Vielleicht hoffte er auch, sie durch Plöhllichkeiten zu übertölpeln. Doch hierin verrechnete er sich.

„Das werden Sie alles zu seiner Zeit erfahren, — Daddy.“

Der Alte zuckte zusammen, wie unter einem Stebe. Hier ließ der besorgte Bräutigam sich vernehmen:

„Ich begreife Sie und Ihre Spielgesellen nicht recht. Sie verlangen 50 000 Dollar. Wir bringen sie, und das Nest ist leer.“

„Aber, mein guter Junge,“ entgegnete Ellinor, fast ärgerlich über diese Anhäufung von Unverstand. „Sie glauben doch im Ernst nicht, daß wir für lächerliche 50 000 Dollar uns der Mühe und Gefahr aussetzen, eine Dame nachts aus einer Villa in Riverside Drive zum Fenster herauszuholen. Haben Sie das schon einmal versucht? Na also! Sie unterschätzen nämlich die

Geistes- und Handarbeit, die das kostet, ebenso gewaltig wie unsere Gebühren.“

„Sie haben doch aber —“

„Sehr recht, mein guter Junge. Wir haben in jenem Briefe 50 000 Dollar verlangt.“

„Nun also!“

„Aber doch nur, um Sie hinzuhalten und zu verhüten, daß Sie gleich die gesamte Newporter Polizei auf uns hezen.“

„Verdammt Bandel,“ fluchte Ronald.

Hoot hörte aufmerksam zu.

Bob begriff noch nicht recht. Doch das freundliche Mädchen klärte ihn vollends auf.

„Wir wollten Zeit gewinnen, die junge Dame — Ihre vielgeliebte Braut — in Sicherheit zu bringen. In einigen Nachtstunden läßt sich dies nicht wünschgemäß bewerkstelligen. Sie glauben gewiß — und auch der gerissene Polizeimensch da sieht mir ganz danach aus, als glaube er es auch — ich wäre Ihnen zufällig in die Quere gefahren. Durchaus nicht. Alles Absicht, alles Teil unseres großangelegten Planes. Von der Fahrt wollte ich Sie locken, weiter nichts. Und wenn dieses Kind —“

„Ich hätte Ihnen zugetraut, es einfach über den Haufen zu fahren,“ knurrte Bill zwischen den Zähnen.

„Das sieht Ihnen ähnlich, Sie schlechter Mensch,“ tadelte sie.

Gereizt fuhr Jeremia dazwischen: „Was soll das Gerede! Kommen wir zur Sache. Was soll jetzt geschehen?“

„Das kann ich Ihnen genau sagen, Daddy.“

Wieder zuckte Ronald zusammen, wollte auffahren, beherrschte sich aber ergeben.

Sachlich fuhr Ellinor fort: „Sowie die junge Dame dort ist, wo wir sie haben wollen — ich meine natürlich nur lokal — ihr selbst geschieht nichts — wenigstens vorläufig nicht — wir behandeln unsere Opfer stets ungemein human —“

„Herzlichen Dank,“ wütete Ronald. —

„Oh, wir tun es nicht, um Dank zu ernten, sondern aus innerster Ueberzeugung — freilich nur solange, als wir glauben, noch auf die Freigebigkeit der werten Angehörigen rechnen zu können —“

„Unverschämtes Gefindel!“

„Nachher freilich — doch ich will nicht vorgreifen. In einiger Zeit, rechne ich, wird hier eine neue Botenschaft eintreffen, die Sie auffordern wird, die Million Dollar —“

„Die — was?“ Es war ein dreifacher Afford der Ueberraschung.

„Die Million Dollar,“ wiederholte sie mit scheinweiliger Selbstverständlichkeit.

„Sie sind verrückt!“ brüllte Jeremia.

„Vielleicht,“ gab sie zu, „aber ich fühle mich vorläufig dabei sehr wohl.“

Ronald begann, trotz seiner Beteibtheit, wie ein geschrecktes Füllen im Zimmer herumspringen.

„Eine Million,“ prustete er, „eine Million —!“

„Sie sollten stolz sein, verwies Ellinor streng, „daß wir Ihre Tochter so hoch einschätzen.“

Plötzlich machte Jeremia vor Billy kurz Halt und fauchte ihn an: „So reden Sie was! So tun Sie endlich was, Sie Polizist! Stehen Sie nicht da wie ein Laternenpfahl, der oben kein Licht hat!“ Billy war schwer getränkt und wohl mit Recht. Ihm vorzuwerfen, daß er nicht genug tat für das geliebte Mädchen!

Gemessen erwiderte er: „Wenn Sie mit meinen Leistungen nicht zufrieden sind, Mr. Ronald, stelle ich Ihnen anheim, sich direkt an die Polizei zu wenden.“

„Nein, nein,“ rief Bob erschreckt, in trasser Angst, die Polizei würde Ellinor sofort ins Gefängnis werfen, „Hoot tut wirklich alles, was getan werden kann. Ich bewundere seinen Scharfsinn.“

So dreist läßt die Furcht Menschen lügen

„Er ist schon ganz gut,“ lobte auch Ellinor. „Er tut das einzig Richtige: nichts. Die Polizeimeute würde nur das Leben Ihrer Tochter gefährden.“

Jeremia stöhnte dumpf.

„Warten Sie ruhig ab,“ mahnte Ellinor. „Ein, zwei Tage wird das Kindchen doch wohl ohne den dicken Papa auskommen. Ich garantiere Ihnen, übermorgen liegt sie wieder an Ihrem Busen, Mr. Ronald, vorausgesetzt natürlich, daß Ihnen ihre Liebe die Million wert ist.“

„Das tue ich nicht!“ schrie Jeremia.

„Pfui,“ mißbilligte Ellinor herb, „wie kann man nur so am Mammon kleben!“

„Ich kann es nicht!“ beteuerte Ronald hitzig.

Sie schüttelte den schönen Kopf. „Ein alter Mann sollte die Unwahrheit scheuen,“ belehrte sie. „Unsere Auskünfte sind zuverlässig.“

Damit schien die Angelegenheit für sie erledigt. Denn sie blickte sich forschend in dem Arbeitszimmer um, in dem diese Vorgänge spielten, und sagte kritisch anerkennend:

„Hübsch und geschmackvoll haben Sie es, Mr. Broof. Eben fällt mir Ihr Name wieder ein. Sehr geschmackvoll. Aber jetzt darf ich wohl ablegen. Denn wenn ich nicht irre, soll ich noch einige Zeit Ihr Gast sein.“

Damit öffnete sie die Knöpfe ihres Sportkostüms. Ohne zu bedenken, was er tat, sprang Bob zur Hilfeleistung herbei.

Bewundert blickte der Vater drein. Doch er sagte nichts.

In Hoot aber erwachte der Polizeinstinkt. Er nahm die Jacke, die Bob fürsorglich über die Lehne eines Stuhles gehängt hatte, und durchsuchte die Taschen. Ellinor sah es nicht. Sie war zum Rauchtisch getreten und hatte sich selbstherrlich mit einer Zigarette bedient. Bob brannte darauf, ihr das Zündholz zu reichen. Doch das wagte er nicht vor den anderen. Er begnügte sich damit, ihre kleinen, festen, runden Brüste zu bewundern, die eine kostbare Crêpe de Chine-Bluse vorteilhaft betonte.

Aber Ellinor war nicht schüchtern, sie half sich selbst. Die brennende Zigarette kühlte in einem Mundwinkel, musterte sie die Gemälde an der Wand.

„Sin,“ sprach sie zwischen zusammengepreßten Lippen, „da ist ja der Bellini, von dem Sie mir erzählt haben.“

Broof wurde rot bis unter sein blondes Haupt. Verdammte nochmal! Was sollten die beiden da von ihm denken! Er schwakte mit der Entführerin seiner Braut über Bellini! Verlegen äugte er nach ihnen. Zum Glück hatten sie nichts gehört. Sie steckten die Köpfe zusammen und flüsterten lebhaft. Hoot hielt etwas in der Hand, worauf beide erregt niedersahen.

Hallo, sollte Bill einen wichtigen Fund getan haben?!

Jetzt winkte Hoot ihm mit den Augen zu, als Zeichen, ihm zu folgen. Nicht ohne zwiespältige Empfindungen schlüpfte er lautlos hinter Bill in den Salon.

Hoot schloß möglichst geräuschlos die Verbindungstür.

„Ich glaube, wir haben eine Spur,“ raunte er. „Da sehen Sie, was ich in der Tasche dieser Person gefunden habe.“

Er wies ihm mit der Geste eines Triumphators einen abgerissenen Fetzen Papier.

Bob nahm ihn und studierte ihn eifrig. Es war offenbar der Kopf eines Briefes gewesen. Jetzt war nur noch lesbar:

lyn, Mai 6th 1925.

n Brunt Str. 213.

Die Augen, die Broof von dem Papierschnitzel hob, leuchteten nicht in allzu tiefer Erkenntnis.

„Verstehen Sie?“

„Nein.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Frühling zieht ein!

Der Frühling zieht ein mit Gepränge
Und Liebespiel nach der Winterhaft,
Das Harz erquillt schon der Fichte
Die lebensverjüngender Saft,
Der Sternschor drüben hört auf zu klingen,
Die Vögel beginnen zu singen.

Hell werden die Himmelswege,
Ein Stern nach dem andern wandert nach Haus,
Doch fern an der Weltengrenze.
Da breitet ein Fächer sich aus.
Die Sonne, die Sonne, die göttliche Flamme
Steht über dem Höhenkamme.

Berührte ein Zauber die Erde?
Mit ihre atmenden Brüste gehn,
Mit ihre Pulse schlagen,
Kein Glied will mehr ruhig stehn.
Am Flusse hin treiben Nebeldämpfe,
Rings hallen dröhnende Kämpfe.

Der Venz ist ins Tal gezogen.
Jetzt räumt er sein Lager, der magere Vär,
Hoch droben segelt ein Adler
So königlich stolz daher.
Am Hause dort baut eine Elster am Neste
Zum züchtigen Hochzeitsfeste.

Der Venz jubiliert auf Erden!
Es klingt in den Chor der großen Natur
Ein Danklaut von meinem Herzen
Für alles, was mir wideruhr.
Ein Hufschlag der Freude durchbebt meine Brust
Und seuchet mein Auge mit Tränen der Lust.

*

(Mit besonderer Genehmigung des J. M. Spaeth-Verlages, Berlin,
dem Buche „Der wilde Chor“ von Knut Hamsun in der Uebersetzung
von Heinrich Goebel, entnommen.)

Das Traumzimmer.

Von Richard Dehan.

Endlich waren sie frei! Nach dreijähriger Ehe geschiedlich ge-
schieden. Da war keine andere Frau hinter den Kulissen, auch nicht
der Schatten eines Mannes — bewahre! — sie hatten sich nur aus-
einandergelangeilt — waren des Zusammenseins so unendlich
müde. Muß denn auch alles immer bis zur Reize ausgekostet
werden?

Vor einigen Jahren hatten sie sich das erste Mal gesehen. Er
war mit einem alten historischen Namen beehrt und mit einer end-
losen Schar von Kreditoren. Sie hatte von ihrer Mutter ein an-
sehnliches Vermögen geerbt und eine Unmenge schöner Juwelen.
Nach einer kurzen Verlobungszeit hatte die Hochzeit stattgefunden,
gefolgt von acht entzückenden, sogenannten Flitterwochen auf „Mary-
house“, einem schottischen Dornröschenidyll, das aus den Zeiten der
Stuarts stammte.

Jetzt waren sie also geschieden und freie Menschen.

*

Warum konnte sie eigentlich nicht gut schlafen? Warum machte
sie sich so viele Gedanken? Und warum dachte sie besonders immer
an Maryhouse?

Eines Morgens erwachte sie sehr früh, viel zu früh, und befahl
ihrem Mädchen, einen Handkoffer zu packen, nur die allernotwen-
digsten Sachen. Sie wollte auf einige Tage verreisen.

Ja — sie wollte noch einmal „Maryhouse“ sehen — und dann
alle Bräuden abbrechen.

Sie hatte der alten Haushälterin nicht mal ein Telegramm
geschickt, denn sie wußte, daß diese immer daheim sein würde, und
wenn nicht, denn gab es ja einen Krug in der Nähe.

Die große Simonine hielt vor dem verrosteten Eisengitter mit
dem Wappen der Stuarts. Der kleine Fluß rauschte blinkend hinter
den Haselbüschen. Die Lerchen sangen. Welch eine beseligende
Musik!

Die große Glocke ertönte. Die alte Dumphie erschien im
Morgenkleide und einer weißen Haube.

„Mein Gott!“ rief sie und schlug die Hände zusammen, „ist das
nicht die Frau des jungen Herrn?“

„Ich möchte gern nach etwas suchen — — nach etwas, das
ich hier verloren habe — — das klingt vielleicht sonderbar — —“
stammelte die junge Frau.

Während des ganzen Tages ging sie im Hause umher. Die
Erinnerungen strömten auf sie ein. Welch herrliche Zeit hatte sie
hier vollbracht! Ob es regnete oder ob die Sonne schien — immer
war es so schön gewesen. An jenem Tage, an dem es so fürchterlich
regnete, hatten sie immer nach dem heimlichen Zimmer gesucht.
Daß dieses heimliche Zimmer existierte, wußte ein jeder — gesun-
den hatte es aber noch niemand.

In dem kleinen Speisesaal, in dem die heimgegangenen Stuarts

geruht hatten, ihre Mahlzeiten einzunehmen, servierte Dumphie
ihr das Abendessen. Im Gobelzimmer ging sie zu Bett. Sie
schief gut, erwachte jedoch plötzlich in der Nacht mit einem Rud-
Stöße die große Glocke nicht geläutet? Ging nicht jemand über die
Treppen? Wurde nicht eine Tür geöffnet und geschlossen? Sie
sprang aus dem Bett und steckte die Füße in die pelzverbrämten
Pantoffeln. Dann kroch sie in ihren Schlafrock, zündete einen der
alten silbernen Leuchter an, öffnete vorsichtig die Tür und ging in
den klammen Korridor hinaus. Sie trat auf etwas Weiches und
unterdrückte einen Schrei. Sie beleuchtete den Fußboden und nahm
einen Herrenhandschuh auf.

Ja — nun weiß ich, daß ich träume — gut, daß ich im Gobelin-
zimmer in meinem Bett liege, wo Ratten, Mäuse und andere un-
gebetene Gäste mich nicht aufsuchen können! —

Das Zimmer, das ihrem Manne gehört hatte, lag gerade gegen-
über. Der Traum spann sich weiter, wie Träume es gewöhnlich
zu tun pflegen. Jetzt war sie vollkommen in die alten wunderbaren
Zeiten zurückgeführt.

Das war an jenem Abend, als wir uns gezankt hatten und uns
nacher wieder vertrugen — küßte sie und betrat lächelnd sein
Zimmer.

Alles war, wie sie's erwartet hatte. Da lag er im tiefen
Schlaf. Sie trat dicht an das große Himmelbett heran, zog die
Gardine zur Seite und hielt die Hand schützend vor's Licht. Das
war's — das hatte sie verloren — den Zauber aus den alten Tagen,
süße Erinnerungen, unberührt vom Gegenwärtigen. Auseinander-
setzungen, Unstimmigkeiten, kleine Zänkereien — nichts davon war
zurückgeblieben — — liebe Worte und Liebesbeweise — —

Das war, was sie suchte: Das Traumzimmer, wo er lag. Wie
gut, daß sie nach „Maryhouse“ gefahren war — wer würde nicht
mit Freunden eine Reise machen, um sein eigenes Ich und sein an-
deres Ich wiederzufinden und die Liebe — die im Schein von Er-
innerungen ruht — —

Da beugte sie sich herab und küßte ihn. Er bewegte sich. Er
erwachte. Er sah sie erbaunt an, und ein Schein der alten Freude
erglänzte in seinen Augen.

„Alice — ach — du bist nur ein Traum — aber du bist viel
besser als die wirkliche Alice, die mich haßt. Leg deine Arme um
meinen Hals — laß mich dein Herz schlagen hören, laß uns
den Fallit unseres Lebens vergessen, des Lebens, das wir schön und
glücklich gestalten wollten.“

Er ergriff ihre Hände. Der Leuchter fiel auf den Boden. Das
Licht erlosch. Aber die Dunkelheit war voller Licht und süßer Er-
innerungen — nur für einen Augenblick — nur im Traum —

Klar und strahlend kam der neue Tag — Hand in Hand mit
der Hoffnung. Tränen und Lachen führte er im Gefolge. Zwei
Wirksamkeitsmenschen. Keine Traumbilder.

*

Auch er hatte sich gewünscht, „Maryhouse“ wiederzusehen. Die
alte Dumphie hatte ihn nachts hereingelassen — in sein altes
Zimmer . . . er hatte sich nicht geirrt, die alte Dumphie hatte so
schelmisch und geheimnisvoll mit den Augen gelächelt.

(Mit Uebersetzung aus dem Französischen.)

Aus der Kinderstube.

Hans-Erich (5 Jahre) und Liselotte (4 Jahre) stehen am
Rande der Wiese und beobachten gespannt einen Storch, der nicht
weit von ihnen die Gräben entlang fliegt.

Mit einem Male fängt das Vogelweib gewaltig zu klappern
an. Liselotte rennt ängstlich davon und ruft dem Hans-Erich zu:
„Komm, er kann uns leicht ins Bein beißen!“

Doch der mutige Hans-Erich bleibt ruhig stehen und sagt nur:
„Uns Männern tut er nichts!“

*

Die Lehrerin nimmt mit den Kindern in der Naturgeschichte
den Storch durch. Zum Schluß sagt sie: „Nun schreibe zuhause
alles hübsch auf, was ihr vom Storch behalten habt.“ Da erhebt
Erich den Finger. „Nun, was willst du noch fragen?“ —
„Ach Fräulein, es gibt doch gar keinen Storch.“

*

„Wann bist du geboren?“ fragt der Lehrer einen kleinen
ABC-Schützen. „Ich bin gar nicht geboren, ich habe eine Stief-
mutter!“

*

Das frühreife Mädchen geht mit dem Kinderfräulein spazie-
ren. Da gewahrt man einen Storch. „Das ist der Vogel, der die
kleinen Kinder ins Haus bringt“ erklärt das Kinderfräulein.

„So,“ sagt Mädchen zweifelnd, „aber warum heiraten eigent-
lich die Leute?“

*

Der zehnjährige Karl und seine jüngeren Kameraden um-
sehen einen Korb, in dem sich eine Kacke mit ihren Jungen be-
findet. Karl erklärt mit Ueberlegenheit: „Die kleinen Kacke sind
aus der großen herausgekommen!“

Dem widerspricht aber der sechsjährige Kurt energisch, indem
er sagt: „Mensch, Mäuse frißt sie, und Kacke sollen heraus-
kommen, das glaubst du wohl selber nicht!“

*

Die kleine Renate ist fünf Jahre alt. Sie weiß im Sommer
bei ihrem Großvater auf dem Lande. Der böse Opa hat der
Kackemutter ihre Jungen fortgenommen. Sie jammert und
miant nun ganz kläglich nach ihnen. Renate streichelt sie voll Mit-

teib und spricht so recht tröstlich: „Ja, ja, set nur still, die wachsen ja wieder welche.“

Karlchen besucht seine unverheiratete Tante: „Tante, hast du denn gar keine Kinder?“ — „Nein, mein Karlchen, kein einziges!“ — „Aber nicht wahr, bestellt hast du schon welche?“

Die sieben Fragen der Woche.

1. Wann etwa lebte Buddha?

Antwort: Um 500 vor Christi Geburt, nämlich von 560 bis 480 v. Chr.

2. Wer brachte die Kartoffel nach Europa?

Antwort: Sir Walter Raleigh, der von 1522 bis 1618 lebte.

3. Was war das Land Ophir?

Antwort: Das sagenhafte Goldland der Alten.

4. Wer hat das berühmteste Abendmahl gemalt?

Antwort: Leonardo da Vinci; er lebte von 1452 bis 1519.

5. Von wem ist das Gesetz von der Erhaltung der Kraft?

Antwort: Von dem Arzt und Naturforscher Robert Mayer (1814 bis 1878).

6. Woher stammt die Bezeichnung „Biedermeier“?

Antwort: Von einer Gedichtfolge von Ludwig Eichrodt, „Biedermeiers Lieberbuch“ betitelt, die im Jahre 1855 in den „Fliegenden Blättern“ erschien.

7. Wo liegt die größte christliche Mönchsiedlung?

Antwort: Auf dem Berge Athos in Griechenland; sie ist eine Art unabhängiger Mönchsrepublik und untersteht einem Abt.

Amoklaufen und Tropenkoller.

Erlebnisse eines Krankenhauses in peltors auf Sumatra.

Ein Mann, der lange Jahre als Krankenhausinspektor auf Sumatra gelebt hat, fand hier Gelegenheit, die gefährliche, als Amoklaufen bezeichnete Tropenkrankheit eingehend zu studieren und veröffentlicht über seine dortigen Erfahrungen und Beobachtungen sehr interessante Einzelheiten.

Eines Morgens klingelte das Telephon des Krankenhauses wie rasend. Der Inspektor, aus tiefem Schlaf geweckt, eilte hin und hörte die Stimme eines Freundes, der verzweifelt rief: „Kommen Sie, helfen Sie mir. Die Dienstboten . . . alles schwimmt in Blut — mein Gewehr . . .“ Weiter hörte der Inspektor nichts, der Hörer schien wieder aufgelegt zu sein. Mallos stand der Inspektor da. Der Anruf war von dem dortigen Arzt ausgegangen, einem ruhigen und überlegenen Mann Mitte der Dreißiger, der ganz am Außenrande des Ortes wohnte. Es war dem Inspektor sofort klar, daß irgendetwas Entsetzliches geschehen sein mußte, doch den wirklichen Sinn der Worte des Arztes konnte er nicht enträtseln. Was mochte nur geschehen sein? Hatten etwa seine Dienstboten ihn überfallen? Es blieb nichts anderes übrig, als das Krankenhaus zu alarmieren und zu Hilfe zu eilen. Doch schon klingelte das Telephon von neuem. Wieder war der Arzt am Apparat. „An Gotteswillen, kommen Sie rasch, sie sterben alle!“ Wieder war er weg. In aller Eile wurden die nötigen Hilfsmannschaften zusammengerufen, doch als sie gerade sich auf den Weg machen wollten, fuhr ein Auto vor dem Hause vor und im nächsten Augenblick stand der Arzt selbst auf der Treppe, totenbleich. Er war im Schlafanzug, über den er nur einen Regenmantel geworfen hatte, das Haar stand ihm zu Berge, die Hände zitterten. Sollte er etwa selber das Unglück verschuldet haben? Er war jedenfalls so erschüttert, daß er kraftlos auf den Stufen der Treppe zusammenbrach. „Beilen Sie sich“, rief er, „sie sterben alle vier.“ Als man ihn fragte, wie das Unglück geschehen sei, berichtete er, daß sein malaischer Diener, der schon sechs Jahre lang bei ihm gewesen war, urplötzlich von dem Tropenkoller erfaßt worden sei und im Amoklauf den Koch, den Wasserträger, den Stallknecht und sich selber erschossen habe, mit dem Gewehr des Arztes. Kein Wunder, daß dieser kreideweiß aussah, denn er hätte ebensoviel jetzt selber mit zerschmettertem Schädel in seinem Schlafzimmer liegen können. In aller Eile begaben sich die Beteiligten nach seinem Hause, aus dem lautes Jammern und Stöhnen drang. Den Eintretenden bot sich ein entsetzlicher Anblick. Vier Menschen wälzten sich in ihrem Blute schwimmend, im Todeskampf. Die Wände waren mit Blut bespritzt, Bettdecken und Kissen mit Blut getränkt. Die vier Verletzten waren bei vollem Bewußtsein und stöhnten ihre monotonen Klagen: „Saja man mati!“ (Daß mich sterben) und „Tulong la, tulong la!“ (Hilf!) Allmächtig füllte sich der Platz vor dem Hause mit Menschen, die Kunde von dem schrecklichen Ereignis bekommen hatten, auch die Polizei kam, sowie mehrere Ärzte, die sich der Verwundeten annahmen. Nach stundenlanger Arbeit war das Ergebnis, daß zwei der Verletzten auf dem Operationstisch den Verletzungen unter den Fingern starben, während der dritte, der Wirt selbst, bis zum Nachmittag des nächsten Tages lebte. Der vierte der Verwundeten aber, ein Chinese, kam mit dem Leben davon, wie ja im allgemeinen Chinesen viel zählebiger sind als Angehörige der andern Rassen. Nachforschungen ergaben, daß der malaische Mörder sich in die Frau des Chauffeurs verliebt hatte. Sie wies ihn aber ab, da sie mit ihrem Mann sehr glücklich war, — sie erwähnte auch diesem gegenüber nichts von der Liebeserklärung des Dieners, so daß die ganze Werbung zwischen den beiden ein Geheimnis war. Auch dem Malaien war nichts Ungewöhnliches

anzumerken, und es vergingen etwa vier Wochen. Am Abend vor der Katastrophe bediente der Diener bei Tisch ruhig und freundlich wie immer, erledigte auch alle anderen Obliegenheiten. Dann begab er sich in seine Schlafkammer, die er für eine Weile mit den drei andern Bedienten des Arztes teilte, während der Chauffeur mit seiner Frau in einem andern Zimmer schlief. Plötzlich begann der Malai den andern von seiner verunglückten Werbung zu erzählen; er kam sich entsetzlich lächerlich vor und schämte sich. Die Kameraden versuchten ihn zu trösten und rieten ihm, seine Stellung zu kündigen und weit fort zu gehen, wo niemand ihn kannte. Dann legten sie sich schlafen. Der Malai aber begab sich in das Arbeitszimmer des Arztes und schrieb hier einen kurzen Abschiedsbrief an seinen Botheerrn, dem er für alle Güte dankte. Dann nahm er die Elefantensklinte von der Wand, lud sie mit Dum-Dumgeschossen, ging in die Schlafkammer seiner Kameraden und feuerte auf sie los. Schließend schoß er sich selbst eine Kugel durch den Leib. — Dieser Fall zeigt deutlich, daß verlebte Eitelkeit und Scham die Beweggründe waren. Das lächerlichste traf an seinem Stolz, zermarterte sein Gehirn, machte ihn in diesem Punkte wahnsinnig, während er im übrigen völlig normal wirkte. Als er sich seinen Kameraden anvertraut hatte, wurde ihm hinterher sofort klar, daß er damit seine Lage nur verschlimmert hatte, weil er jetzt in den Augen von noch mehr Menschen lächerlich war, diese mußten also mit ihm sterben. Verhältnismäßig kaltblütig traf er seine Vorbereitungen. Er war der typische Amokläufer, wie man diese Leute auf den malaischen Inseln nennt.

Ein anderer Fall des Amoklaufens: Ein Malai schuldet einem Chinesen viel Geld. Dieser machte ihn wiederholt, aber der Malai konnte nicht bezahlen. Er fühlte sich dadurch lächerlich gemacht und beschämt. Das ertrug er einige Zeit, dann wurde es ihm zu schmer, und er traf seine Vorbereitungen; er verabredete eine Zusammenkunft mit dem Chinesen, nahm seinen Kleingewehr mit dem Mittelstück zwischen einem Säbel und einem Messer und hieb den Feind buchstäblich in zwei Stücke. Damit nicht genug, fiel er über die andern Anwesenden her, so daß nach wenigen Minuten nicht weniger als drei Tote und neun Verwundete um ihn her lagen. Der eine von ihnen hatte nicht weniger als sechzehn Hiebwunden bekommen. Dem Wörder gelang es, in dem allgemeinen Entsetzen zu fliehen. Erst nach tagelangem Suchen wurde er gefunden.

Auch in allen andern Fällen kann man die Wurzel zu dieser Form des „Tropenkollers“ im Ehrgeiz, in der Furcht, zurückgeführt zu werden, suchen.

Das verlorene Erröten.

Ein englischer Gelehrter hat kürzlich eine Anzeige in die Zeitung gesetzt, durch die er einige Damen suchte, die erröten könnten; er brauchte Versuchspersonen, um die Steigerung der Temperatur beim Erröten zu messen. Aber seine Anzeige hatte, wie er erklärt, wenig Erfolg. Die Damen, die sich meldeten, brachten kein richtiges echtes Erröten hervor, wie man es sonst bei jungen Damen gemöhnt ist, und es scheint, als ob die moderne Frauenwelt das Erröten verloren hat. Geistliche bezeugen, daß die Bräute bei der Trauung nicht mehr jene schamhafte Röte der Wangen zeigen, die man früher so oft zu sehen bekam, und daß unter hundert Bräuten kaum eine errötel. Besonders auffällig ist diese Erscheinung bei Blondinen, bei denen sich das Erröten am deutlichsten zeigt, und so muß man wohl annehmen, daß die Frau von heute diese wie so manche andere „veraltete Angewohnheit“ aufgegeben hat.

Fröhliche Ecke.

Die Probe zum Posttiker. Ein alter Holländer, der erforschen wollte, in welcher Richtung die Anlagen seines Sohnes lägen, stellte eines Tages auf den Tisch des Sohnes eine Flasche Whisky und legte eine Bibel sowie eine Banknote daneben, worauf er sich auf die Kauer legte, um zu sehen, wie die Probe ausfallen würde. „Wenn er die Bibel wählt“, sagte sich der Alte, „so sieht sein Sinn nach dem Buch, und dann wird er vielleicht Priester. Wenn er die Banknote vorzieht, so ist es der Kaufmann in ihm, der sich geltend macht. Und wenn er sich zuerst für die Flasche interessiert, ja, dann endet er vielleicht als Säufer.“ Gleich darauf kam der Sohn pfeifend herein. Er sah etwas verwundert auf die Beschöpfung auf dem Tisch, aber dann bedachte er sich nicht lange, sondern steckte die Bibel unter den Arm, stopfte die Note in die Tasche und nahm einen tüchtigen Schluck aus der Flasche, worauf er seines Weges ging. „Haha!“ lachte der Alte und rieb sich vergnügt die Hände. „Der Junge wird weder Geistlicher noch Kaufmann, er wird als großer Posttiker enden!“

Im Kampf. In den ersten Tagen des Weltkrieges empfing ein Offizier auf einem vorgeschobenen englischen Posten im Herzen Afrikas den drahllosen Befehl: „Krieg erklärt. Alle feindlichen Fremden in Ihrem Gebiet sind zu verhaften.“ Nach einigen Tagen traf die folgende Meldung ein: „Sabe 7 Deutsche, 3 Belgier, 4 Spanier, 5 Franzosen, ein Paar Schweden, einen Argentinier und einen Amerikaner verhaftet. Bitte um Angabe, mit wem wir Krieg führen.“

Besuch. Als ich zu Mehers kam, umklopfte mich der kleine Wazi, mußte mich von allen Seiten, zuckte die Achseln und sagte: „Ich weiß nicht — ich finde ihn ganz nett.“ („Weg. Bl.“)

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.